



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 1.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Hänschen.

Erzählung von D. Wiefen.

(Schluß.)

Die Geheimrätin erbehte unwillkürlich. „Mein Himmel, wie tollkühn! Dachtest du denn nicht daran, daß du ausgleiten, Arm und Bein brechen konntest?“

„Lotte schwieg und die fragende fuhr fort; „Warum bist du denn heraufgeklettert? Wolltest du Pfirsiche naschen?“

„Nein“, gestand Lotte leise.

„Also hier aus dem Zimmer etwas entwenden?“ forschte die Geheimrätin in schärferem Ton.

„Nein, gewiß nicht!“ schluchzte Lotte.

„Sie lügt, Mutti“, rief jetzt Herta dazwischen. „Da, sieh nur, aus ihrer Kleidertasche guckt was hervor. Laß sie es mal vorzeigen. Dann werden wir gleich wissen, was sie stibigt hat.“

„Ja, ja, sie hat was eingesteckt“, echoten die anderen Mädchen, die als Zuhörer im Kreise herumstanden.

„Also ohne Widerrede, zeige, was du da verbirgst“, gebot die Geheimrätin; zugleich zog Minna eine große Tüte aus des Mädchens Tasche hervor.

Neugierig sahen aller Augen darauf hin.

„Nun, was ist's, was hat sie da?“

Minna machte ein höchst verdutztes Gesicht.

„Vogelfutter, gnädige Frau.“

„Vogelfutter? — Ja, was bedeutet das? Wo hast du es her, was wolltest du damit?“

„Gekauft, wirklich und wahrhaftig!“ schluchzte Lottchen. „Ach, seien Sie nur nicht böse — ich konnt's nicht mitanhaken — er hungerte doch so sehr.“ Sie zeigte auf Hänschen, der unruhig in seinem Bauer hin und her flatterte. „Da hab' ich ihm denn Futter gebracht und frisches Wasser gegeben. Ganz gewiß, es ist nur ein paarmal geschehen: nur wenn er gar zu lange nichts bekommen hatte! Er tat mir zu leid — ach, bitte, bitte, verzeihen Sie mir doch!“

Das rührende Geständnis des Mädchens übte eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer aus. Minna hatte Lottens Arm losgelassen. Von den elegant gekleideten Mädchen drängten sich viele an sie heran, streichelten sie und drückten ihr die Hand; die Geheimrätin aber sah ihre Tochter mit einem so schmerzlich vorwurfsvollen Blick an, daß diese heiß errötete und beschämt aus dem Zimmer schlich.

Das Tanzfest in der Villa nahm nach diesem Zwischenfall ein ungewöhnlich schnelles Ende. Die fröhliche Stimmung wollte gar nicht mehr aufkommen und Herta fühlte es wohl, daß ihre Freundinnen sich von ihr zurückzogen. Am tiefsten schmerzte es sie, daß die sonst überaus gütige Mutter ihr ernstlich zürnte.

„Du hast nicht allein pflichtvergessen, sondern auch herzlos gehandelt“, sagte die Geheimrätin, „indem du ein armes Tier, das nicht um Futter bitten, sein Leid nicht

klagen kann, aus Trägheit und Vergesslichkeit darben ließe. Wie war es dir nur möglichen, dich fröhlich herumzutummeln und an süßen Leckerbissen zu laben, während das gefangene Vöglein hungern mußte? Du hast mir, als ich es dir schenkte, fest versprochen, gut für Hänschen zu sorgen: aber trotzdem ich dich noch oft daran erinnerte, hast du dein Versprechen nicht gehalten. Daher soll der Vogel von heute ab dir nicht mehr gehören: ich werde dafür sorgen, daß er in bessere, liebevollere Obhut kommt.“

Der Mutter strafende Worte und die Gewissheit, Hänschen fortgeben zu müssen, schmerzten Herta sehr. Jetzt, da sie ihn verlor, meinte sie, sich gar nicht von ihm trennen zu können. Doch wagte sie kein Wort des Widerspruchs, denn auf der Mutter bekümmertem Gesicht stand der Entschluß fest und unweigerlich geschrieben.

Am Vormittag des nächsten Tages erschien die Geheimrätin in der Kellerwohnung des Gluckstüfers. Lotte, die eben das Zimmer aufgeräumt und den Vater vom Bett nach dem Lehnstuhl geleitet hatte, erschraf anfangs heftig über den vornehmen Besuch. Was bedeutete er? War die Geheimrätin doch erzürnt? Wollte sie Lotte beim Vater verklagen?

Nichts davon. Frau Willmers nahm Lotte liebevoll bei der Hand und sagte, sich an den Kranken wendend: „Wundern Sie sich nicht, Meister Schulz, daß ich Sie aufsuche. Ich wohne Ihnen gegenüber und hatte oft Gelegenheit, ihre Lotte zu beobachten und mich an ihrem Fleiß zu erfreuen. Gestern lernte ich aber auch ihr gutes Herz kennen. Sie haben ein braves Kind, Meister! Wie ich höre, ist Ihre Frau selten daheim und kann daher nicht für das Mittagbrot sorgen: es würde mich freuen, wenn Sie mir erlaubten, es Ihnen ein paar mal wöchentlich herüberzuschicken, da wir nahe Nachbarn sind und ich gern Ihrem Töchterchen etwas Arbeit abnehmen möchte. Und eine besondere Freude habe ich noch für dich, Lottchen“, fuhr sie, sich zu dieser wendend, fort. „Ich weiß, du hast Tiere lieb und bist gut zu ihnen. Hertas Kanarienvogel soll von heute an — dir gehören.“

Verwirrt vor Überraschung und Freude hatte der Kranke seinen Dank gestottert. Lotte aber vermochte das eben Gehörte kaum zu fassen.

War es denn möglich — ihr Traum sollte Wirklichkeit, Hänschen ihr eigen werden? Das Glück dünkte sie fast zu groß.

„Ach, liebe gnädige Frau, wie gut sind Sie, wie soll ich Ihnen nur danken!“ rief sie immer wieder.

„Sprich nicht von Dank“, sagte die Geheimrätin, des Kindes blonden Scheitel gütig streichelnd, „der Vogel schuldet dir Dank für das Gute, das du ihm getan hast: er wird dir nun durch seine Lieder lohnen.“

So geschah es auch. Seit er am grünumrankten Kellerfenster hing, von Lote liebevoll gepflegt, tönte des Vogels Gesang hell jubelnd wie nie zuvor aus seiner kleinen Kehle. Kein Wunder, denn wem konnte es jetzt wohl besser gehen als Hänschen?



Blumen in Sage und Geschichte.

Von A. W. J. Kahle.

Die Hoffnungsfreudigkeit des Frühlings lockt uns hinaus in Wald und Feld, und da sehen wir eine auserlesene Gesellschaft von bunten Blumen. Durch den Duft gibt sich der Blume Seele kund; die duftende Blume wirkt auf uns wie eine alte Melodie.

Unter den vielen „Augen der Natur“ sind es einige, die wir besonders vorziehen, vielfach aus unerklärlicher Liebhaberei.

Dem Veilchen schlagen unsere Herzen entgegen; es war die Lieblingsblume Kaiser Friedrichs des Edlen. In Österreich spielt es eine Rolle als Nationalblume. Goethe war ihm sehr zugetan; auf seinen Spaziergängen in Weimars Umgebung trug er stets Veilchenstamen bei sich, um ihn am Wege auszustreuen, und die Erde erwies sich dankbar für des Dichters Gabe. Obgleich bei den alten Griechen das Veilchen seiner dunklen Farbe wegen Trauer und Tod bedeutete, so erfreute man sich doch daran und schmückte im Maimonat die Hausgötter mit Veilchen.

Man kann von einer Mythologie der Rose sprechen, deren Duft durch Jahrtausende weht. Hunderte von Sagen erklären ihren Ursprung, jede wieder anders. Fast alle Kulturvölker des Altertums, Ägypter, Babylonier und Syrier, huldigten ihr; sie war der Liebe geheiligtes Sinnbild. Das Christentum weihte die edle Blume der Jungfrau Maria, und in den Legenden der Heiligen dient sie vielfach dem Wunderalauber. Der Perser, für den die Rose natürlich die Blume ist, läßt ihr die leidenschaftlichen Sehnsuchtslieder des Sprossers ertönen, das Bülbül, der ihren Namen (Gül = Rose) ruft. Und ein persisches altes Lied fragt: „Wo hast du deine Lieder her, Herr Nachtigall?“ und läßt antworten: „Ich danke sie der Liebe zu einer Rose.“

Das Volk läßt die Pflanzen als Sinnbilder unerfüllter Sehnsucht aus dem Herzen, auch aus dem Munde der Toten aufsteigen, bald vereinen sich die von fremder Hand auf die Gräber gepflanzten Gewächse, wie auf Cristans Grab der Rosenbusch sich mit der Rebe Molde vereinigt, oder wie ein serbisches Lied erzählt, daß die Hände der begrabenen Liebenden sich ineinander schlingen, und aus seinem Leib eine Kiefer erwächst, aus dem ihren eine Rose, die die Kiefer umwindet „wie die Seide den Strauß.“

Hier sei auch der Stiefmütterchen gedacht. Bei aller Farbenpracht ist es doch keine Blume, die von fern Effekt macht, sondern eine zarte Schöne, deren Reize nur in der Nähe wirklich erkannt werden.

Nach Art aufgesteckter Körper erscheinen die weißen Rispenblumen der Lavendelheide, die besonders dann hervorragend wirken, wenn mehrere Exemplare der nur niedrigwachsenden Pflanzen zu verschlossenen Gruppierungen vereinigt oder als breite Einfassungsbänder größeren Laub- oder Nadelholzpflanzungen vorgelagert sind.

Hierher gehören auch die japanischen Zier- und Scheinquitten, von denen eine große Anzahl im Wuchs und in der Blumenfarbe abweichender Sorten in unsern Gärten vorhanden ist. Die selten vereinzelt sitzenden, vorwiegend büschelartig zusammengedrängten, rosa, hell und purpurrot, weiß und elfenbeinfarbig, auch buntschiedig gezeichneten Einzelblüten sind röschen- und glockenartig geformt und erhalten durch die energisch hervortretenden Staubgefäße ein besonders malerisches und wirkungsvolles Aussehen, und die rottriebige und glänzende Belaubung tut ein übriges, die Farbenwirkung verschiedenartig zu gestalten. Die Quitten galten als Sinnbild der Liebe und des Glüdes und waren neben dem Herkules auch noch der zumeist verehrten Venus heilig. Bei den Hochzeitsfesten der Vorzeit streute man den Neuvermählten Nüsse und Quitten auf den Weg, damit der dadurch besonders geheiligte Gott Jupiter die Neuvermählten unter seinen Schutz nehmen möchte und sie über alle Fährnisse des geschlossenen Bundes schützend hinweghelfe.

Die weiß- und rotblühenden, pfirsichblättrigen persischen Mandelbäume verbreiten einen angenehmen Geruch. Als Sinnbild des Schaffens und der Tätigkeit galt er, ebenso auch der Maulbeerebaum, dessen früh erscheinende Blüten insbesondere diese Eigenschaften versinnbildlichen.

Waren dem Amor und der Venus die Rosen geheiligt, dienten sie allein der Jugend, der Keuschheit und der unberührten Unschuld

zum Schmucke, so sah man sie auch durch die Entfaltung ihrer Schönheit als Sinnbild der Hoffnung und des Glaubens an. Und der Rose stand die Lilie nahe; sie ist ebenfalls das Sinnbild der Hoffnung, der Unschuld und ist der Juno heilig. Auf ihrem hohen Stengel sind die alabasterweißen Blüten ausgebreitet, aus den Kelchen strebt eine Garbe goldfarbener Staubfäden empor, sie macht den Eindruck einer hohen Lichtgestalt. In ihrem Duft liegt etwas Durchgeistigtes, nichts Berausches wie bei der Rose. Sie stellt das Sinnbild der Reinheit und Würde dar und schmückte die Altäre in Salomons Tempel, dessen Säulenkapitälé auch der Lilienform zeigten. Das Christentum übernahm sie. Mit einem Lilienstengel in der Hand erscheint der Engel Gabriel der Jungfrau Maria. Er läßt sie aus den Gräbern unschuldig Hingerichteter hervordachsen. Seit dem 12. Jahrhundert ertönt die Lilie als Wappenblume geschichtlich in Frankreich; sie wird als Siegel der Könige, im Wappenschild und auf den Krönungsgewändern benutzt. Hierher gehört auch das schöne, schwermütige Lied von den drei Lilien:

Drei Lilien, drei Lilien
Die pflanz ich auf mein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.
Ach Reiter, lieber Reiter,
Laß doch die Lilien stehn,
Ich will ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn.

Das Lied ist der Seele einer jungfräulich Verstorbenen, die fern von dem Geliebten verschieden ist, in den Mund gelegt. Ihre Unschuld und Sehnsucht sprießen in Lilienform aus ihrem Grabe, um noch einmal sein Angesicht zu sehen. Aber ein Fremder kommt und bricht sie.

Darauf fährt der fahrende Dichter, in der Wehmut eines deutschen Frühlingsabends ganz sein Herz öffnend, im bisherigen Gedankengange selbst fort:

Und wenn ich heute sterbe,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Ums Morgenrot.

Im 13. Jahrhundert brachten die Kreuzfahrer die Nelke mit; sie gilt als Sinnbild der Tapferkeit und der Unerkrockenheit. In der Säkularzeit der Revolution von 1793 gab man den zum Tode Verurteilten eine rote Nelke in die Hand, um ihre Seelenstärke noch zu erhöhen. Dem in die Fremde hinausziehenden jungen Mann schenkte die Mutter einen Nelkenstrauß, bei seiner Heimkehr pflanzte er als letzten Liebesbeweis einen Nelkenstod auf ihr Grab. Die Italienerin steckt ihrem Geliebten Nelken als Schutz- und Gedächtniszeichen an seine Brust, ehe er mit den beladenen Mantilien den nicht gefahrsenen Weg über das Gebirge antrat.

Bei den Türken vertraut man der Hyazinthe summe Liebesbotschaften an, ähnlich wie bei uns die Farbe der Nelke die Stunde bezeichnet, zu der der freie die Angebetete ungehört sprechen kann. Bei den alten Griechen bedeutet die Hyazinthe die Blume der Trauer. Der schöne spartanische Jüngling Hyacinthos war Apollos Liebling, der sich gern mit ihm in olympische Spiele einließ. Zephyr gönnte dem jungen Spartaner des Gottes Gunst nicht, und beim Diskuswerfen lenkte er dessen Scheibe so, daß sie Hyacinthos Kopf treffen mußte, und der Wurf diesen tötete. Wohl verstand sich Zeus Sohn auf die Heilkunst, aber über den Tod war ihm keine Gewalt gegeben. Um wenigstens das Andenken seines Lieblings der Nachwelt zu erhalten, ließ er aus seinem Blute eine lieblich duftende Blume entstehen, die Hyazinthe. Morgenländische Dichter vergleichen sie mit den dunklen Locken schöner Frauen, woran die kraus geringelten Blütenalldächer erinnerten. Milton hatte diesen Vergleich in seinem „Verlorenen Paradies“ verwendet. In Holland verdrängte sie ihre Schwester, die vergötterte Tulpe; ihr ist ein herrlicher Geruch eigen.

Einen farbenprächtigen, überaus reichen Blumenstod zeigten viele Arten der Zierpflaumen und Zierfirschen; sie waren dem Apoll geheiligt.

So blühen jahraus, jahrein, wenn die Zeit gekommen, in unserm Walde die lieblichen Gestalten stärker und trutziger, als wir es gemeinhin in Lied und Spruch sagen.



1920.

Illustrierte Kinder-Zeitung.

Seite 3.

Geistestätigkeit der Insekten.

Von Mag Glä.

Nachdem die Naturwissenschaft die körperliche Zusammensetzung und physischen Eigenschaften der Tiere und Pflanzen bis in die kleinsten Einzelheiten erforscht hat und auf dem sicheren Wege ist, alles noch Fehlende auf diesem Gebiete zu ergänzen, beginnt man jetzt mehr und mehr, dem Seelenleben aller organischen Wesen Aufmerksamkeit zu schenken. Man begnügt sich nicht mehr, alles, was man im Leben der Tiere nicht versteht, als Instinkt zu bezeichnen, und namentlich der Darwinismus, welcher darlegt, daß zwischen den Geiteseigenschaften der höheren und niederen Wesen zwar ein quantitativer und qualitativer Unterschied besteht, daß aber beide eines Stammes sind, hat dahin gewirkt, daß dem geistigen Leben der Tiere eine Aufmerksamkeit geschenkt wird, welche möglichst in die Tiefe geht.

So weit die Seeleneigenschaften der Insekten in Frage kommen, hat besonders Professor A. Forel in Zürich sich bemüht, darzutun, daß Sinnesempfindungen, Wahrnehmung, Schlussvermögen, Gedächtnis und Gewohnheit bei den in Gemeinschaft lebenden Insekten den gleichen Grundzügen folgen wie bei den höheren Tieren und dem Menschen. Sie haben dieselben Sinne, nur der Gehörsinn scheint ihnen zu fehlen. Auch bei ihnen hängen die geistigen Fähigkeiten vom Umfang und der Entwicklung des Gehirns ab. Der Geruch der Insekten, insbesondere der Bienen und Ameisen, die Forel hauptsächlich studiert hat, ist nach ihm nur ein Tasten, ein Riechen durch Berührung. Dadurch erkennen die Insekten ihre Nahrung und ihre Freunde, dadurch gelangen sie zu Geschlechtsunterschieden. Zwei Ameisenstämme, welche erbitterte Feinde waren, verkehrten ganz harmlos miteinander, als Forel ihnen die Fühler abschnitt. Sehr entwickelt sind die Augen der Insekten. Hat doch der gemeine Wasserläufer 10 000 und die Bielle 20 000 Augen. Die sichtbaren Gegenstände sehen sich für sie wie ein Mosaikbild zusammen. Insekten, welche eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Augen haben, nehmen die Gegenstände weniger scharf wahr. So erscheint der Biene ein vorüberfliegendes kleines Insekt nur wie ein Schatten. Dagegen sind die Augen der Ameisen höher geartet als die menschlichen, als sie die ultravioletten Strahlen bemerken können, also eine Farbe mehr haben wie wir. Spiritisten können daraus weitgehende Schlüsse ziehen.

Dr. A. G. Mayer hat vor der Biologischen Abteilung der New-Yorker Akademie der Wissenschaften Versuche angestellt, um die Gedächtniskraft der Raupen festzustellen. Er setzte die Raupen in eine Schachtel, welche durch eine mit einem Loch versehene Wand in zwei Hälften geteilt war. Die Hälfte, in der die Raupen sich befanden, war leer, die andere mit Futter angefüllt. Durch die kleine Öffnung fanden die Raupen den Weg zum Futter, aber nur nach langer Wanderung und vielem Umherfuchen, ohne daß sie sich den kürzesten Weg merkten. Wenn der Saft einer ihnen wohlsmekenden Pflanze auf eine von ihnen sonst verschmähte geträufelt wurde, fraßen sie davon, und umgekehrt. Wenn sie einmal im Fressen waren, bissen sie in alles hinein, was man ihnen hinlegte, und zogen sich erst nach mehreren Bissen zurück, nachdem sie den widerwärtigen Stoff erkannt hatten. Nach einem Zeitraum von eineinhalb Minuten bissen sie aber in denselben widrigen Stoff hinein, so daß sie innerhalb dieser Zeit die Erinnerung daran verloren hatten. Mit Sicherheit wiesen sie erst in der Zeit von einer halben Minute den Fremdkörper zurück, jedoch zeigte sich eine Raupe gedächtnisstärker oder schwächer als die andere.

Wenn wir auf den Kunstsinne der Insekten kommen, so ist die große Mehrheit zunächst als mehr oder minder musikalisch zu bezeichnen. Schon bei den Stubenfliegen hat der Physiker Landois festgestellt, daß sie durch ihren Stimmapparat die Töne h, e und b hervorbringen können, die großen Brummfliegen auch noch d, dis, cis. Viele Insekten erzeugen eine Art Instrumentalmusik, so der Bockkäfer, indem er eine Kante der Vorderbrust mit der der Mittelbrust reibt, besonders wenn er an den langen Fühlern ergriffen wird. Der Totengräber erzeugt einen schnarrenden Ton, indem er den Hinterleib an den Flügeldecken reibt. Bei den Feldgrillen, Heimchen und Maulwurfsgrillen tragen die Flügel eine mit kleinen Stegen besetzte Ader, welche wie ein Geigenbogen auf einer vorstehenden Ader des darunterliegenden Flügels gerieben wird. Ähnlich geigen die Grashüpfer auf einem Apparat, der sich mit einem Tambourin ver gleichen läßt. In Japan gibt es eine Art Heupferdchen, die silberglöckchenartige Töne hervorbringen und eine Art Grillen, deren Musik wie entferntes Glöckengeläute klingt. Beide Insekten werden in Japan wie Singvögel in Käfigen gehalten. Es gibt aber auch Insekten, die Sinn für fremde Musik haben sollen. Wenn man einen Pfiff ertönen läßt, soll die Papierwespe ihre Fühler nach der betreffenden Richtung hin ausstrecken und die amerikanische Haus spinne in die Mitte des Netzes eilen.

Auf dem Gebiete der Architektur sind die Bienen mit ihren mathematisch genauen Zellen und die Ameisen mit ihren unterirdischen Wohnungen hinlänglich bekannt. Die afrikanischen Termiten errichten sogar Gebäude, welche 4 Meter tief unter der Erde und ebenso hoch über der Erde sind. Als ein besonderes Zeichen geistiger Tätigkeit ist es anzuerkennen, daß sie von Pfosten, Säulen und sogar Mannstümpfen die äußere Hülle unberührt stehen lassen, um so ungehindert das ganze Innere fressen und aushöhlen zu können.

Als auf die Malerei hinweisender Kunstsinne ist es zu betrachten, wenn die Tapezierbiene, auch als „Blattschneider“ bekannt, nicht nur Stücken von Blättern, sondern auch von verschiedenfarbigen Blumen ausschneidet, um ihr Nest damit zu bekleben.

Wie die Ameisen und Bienen, gibt es auch eine kleine Spinne in Paraguay, die in Gemeinschaften lebt. Zur Zeit des Eierlegens spinnen mehrere Weibchen zusammen ein großes gelbes Netz, und nachdem sie darin die Eier gelegt haben, halten sie Wache davor. Mitunter spinnen Tausende an einem Netz, das einen ganzen Kaffeebaum umhüllt. Berreißt man das Netz, so bemerkt man darin viele unregelmäßige Kammern, in denen oft mehrere Spinnen gemeinsam eine Beute verzehren.

Daß manche Insekten Fähigkeiten besitzen, die selbst dem Menschen abgehen, ersieht man schon daraus, daß viele imstande sind, sich auf das kommende Wetter vorbereiten zu können. Wenn die Kreuzspinnen im Frühjahr ihre Arbeit zeitig beginnen und ihr Netz im Westen oder Süden weben, so ist schönes Wetter zu erleben. Wird die Arbeit sorgsam und langsam ausgeführt, so bleibt das Wetter schön. Bei oberflächlicher, hastiger Arbeit tritt schlechtes Wetter ein. Eßt sie an einer Seite das Netz, so ist Sturm, sitzt sie mit ausgepreizten Füßen im Mittelpunkt des Netzes, so ist Gewitter zu erwarten usw.

Wenn man alle Beobachtungen zusammenfaßt und um tausend ähnliche von den Naturforschern ermittelte vermehrt, so gelangt man zu einem Bilde, das unser Nachdenken über diesen Teil der Schöpfung aus dem gewöhnlichen Geleise bringt.

PO

Knacknuß.



„Die Ruthe“.

Einsender, die bis Montag vormittag 1 Uhr die richtige Lösung der Knacknuß abliefern, sie muß mit Tinte und schöner Handschrift sauber geschrieben sein, werden in einer der nächsten Nummern ihren Namen lesen.



Auf dem Eise.

Den neuen Autoomnibus
zieht Hänschen gerne auf;
Er weiß wohl, daß man drehen muß,
Damit er tüchtig lauft.

Als Hänschen jüngst zum ersten Mal
Geh auf die Schlittschuhbahn,
Schraubt Vater ihm die Schuh aus Stahl
Zu seiner Freude an.

Doch als der Vater dreht und dreht,
Da wird dem Hänschen bang:
„Das erste Mal, Papa —“ er fleht,
„Lauf ich nicht gern zu lang!“



Fischerei mit Vögeln.

Es ist ein seltener Fall, daß ein Tier, das bei uns ein gefährlicher Schädling ist, in andern Ländern als Nützler und sogar als Haustier Verwendung findet. Dies trifft aber bei dem Kormoran zu, einem Vogel aus der Gattung der Storchvögel, dessen Beziehungen zur menschlichen Wirtschaft Dr. Arthur Sokolowsky im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ einen interessanten Aufsatz widmet. Die Kormorane nähren sich ausschließlich von Fischen und sind ungeheuer gefräßig, so daß sie sich in Europa als lästige Fischräuber verhaßt gemacht haben und nach Möglichkeit ausgerottet werden. Da sie aber sehr intelligente Tiere sind, so nutzt man in China ihre Gefräßigkeit für die Fischerei aus. Die Kormorane sind darauf abgerichtet, Fische zu fangen, und damit sie sie nicht so leicht hinunter-schlängen, wird ihnen ein Metallring oder Lederstreifen als Halsband umgelegt, die sie am Schlängen hindern. Aber die Verwendung der Kormorane zum Fischfang erzählt der Reisende de la Couche aus Foshow: „Ich traf vielfach Männer, die mit Kormoranen fischten. Sie befanden sich auf einem schmalen Floß, und die Kormorane wurden abwechselnd zum Tauchen ausgesandt, worauf sie mit ihrer Beute zurückkehrten.“ Sivan erzählt aus dem Yangtse-Gebiet: „Auf den klaren Wasserläufen, die das Delta nach allen Richtungen durchschneiden, werden die Kormorane viel zum Fischen benutzt. Man hält sie gewöhnlich in Herden von 30—100 Stück und bringt sie, wohin sie gerade gebraucht werden. Manche Herden werden Hunderte von Meilen flussabwärts getrieben, um neue Fischgründe zu erreichen.“ Die Vögel, die durchaus nicht nur nach ihrem instinktiven Fangtrieb handeln, sondern durch Abrihtung eine große Geschicklichkeit erlangen, sind für die Chinesen ein wertvolles Eigentum, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt; sie werden je nach Benehmen gelobt und mit Fischen belohnt oder gestraft. Die Kormorane sind sogar bei den Fischern völlig zu Haustieren geworden, denn, wie der Missionar Armand David erzählt, werden die Kormoraneier den Hühnern zur Brut untergelegt und die ausgebrüteten Kormorane dann aufgezogen. Ein paar tüchtige Vögel können den für chinesische Verhältnisse sehr hohen Preis von 12 000 Käs = 30 Mk. erreichen. In Japan hat man den Chinesen diese bequeme Art des Fischens vielfach nachgemacht. In Europa hat es auch nicht an Versuchen gefehlt, den Kormoran zum Fischfang zu verwenden. Es handelt sich dabei aber um reinen Sport, nicht um

eine wirtschaftliche Verwertung. Karl I. von England besaß einen „Master of the cormorans“ namens Wood, der die Kormorane ganz so wie die Falken zähmte. Auch Jakob I. von England und Ludwig XIII. von Frankreich besaßen solche für den Fischfang abgerichtete Kormorane.

Spanische Kinder.

Spanische Kinder haben vielfach den Ruf besonderer Ungezogenheit. Gegen diese Beschuldigung der Jugend der Pyrenäenhalbinsel tritt Walter M. Galician auf in einem Artikel, der uns ein anziehendes Bild der kleinen Spanier entwirft. In der ganzen Welt sind zwar „Kinder immer Kinder“, und der spanische „chicito“ ist ein durchaus naives und kindliches Geschöpf. Zugleich aber ist der spanische Knabe von klein auf ein „caballero“, zeigt die ritterlichen und stolzen Züge seiner Rasse. „In abgelegenen Gebirgsdörfern“, erzählt der Verfasser, „sammelte sich stets um mich eine große Anzahl von Kindern, wenn ich photographierte.“ Aber stets trat dann ein Knabe von 12 oder 14 Jahren auf und sagte im Con sanften Vorwurfes: „Kinder, drängt euch doch nicht so heran! Seht ihr nicht, daß der Herr ein Bild unserer Stadt aufnehmen will?“ An vielen Beispielen könnte ich die Höflichkeit und Freundlichkeit der kleinen Spanier gegen Fremde beweisen. Man frage einen solchen barfüßigen Jungen nach dem Weg, und er wird stets antworten: „Senor, mit Ihrer Erlaubnis werde ich Sie führen.“ Man biete ihm ein Trinkgeld an, und er wird es unter zehn Fällen achtmal zurückweisen. Selbst die kleinen Bettelkinder der armen Viertel, die die Hand nach einer kleinen Gabe ausstrecken, ziehen sie sofort artig zurück, wenn man sagt: „Verzeihung, Kinder, aber geht mir aus dem Wege.“ Ich habe einen spanischen Knaben, der aus den ärmsten Verhältnissen stammte, einmal für einen längeren Weg als Führer gehabt. Er war die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und als ich mich dann von ihm trennte und mich bei ihm bedankte, sagte er, er habe „nichts für mich getan“, und das Vergnügen, mich zu begleiten, sei ihm Lohn genug. Die spanische Jugend von heute hat den Wert der Erziehung voll erkannt, und überall bemerkte ich eine wahre Begeisterung fürs Lernen. In den kleinen Städten Galiciens bin ich oft Knaben begegnet, die ihr geringes Taschengeld nicht wie andere Kinder auf Süßigkeiten und Spielzeug verwendeten, sondern darauf, um Stunden in fremden Sprachen zu bezahlen.

Das Verhalten der Tiere beim Gaskampf.

Wie verschieden sich die Tiere an der Front während des Schießens mit Gasgranaten verhalten, zeigen einige Beobachtungen, die in der „Daily Mail“ mitgeteilt wurden. Das auffälligste dabei ist die Tatsache, daß die Katzen anscheinend nicht im geringsten von den schlimmen Wirkungen des Gases berührt wurden. Selbst wenn ganz in der Nähe Gasgranaten fielen, hat man Katzen beobachtet, die ruhig dasitzen und in gewohnter Weise „Toilette machen“. Eine Erklärung dafür hat man nicht. Alle anderen Tiere wurden von dem Gas schwer mitgenommen. So hat man beobachtet,

daß die Ratten in den Schützengraben bei Npernauschwärmten, wenn Gasbeschlezung eintrat, und mit getötet werden konnten, da viele von ihnen blind geworden und alle wie betäubt waren. Sie machten auch nicht die geringste Anstrengung zu entkommen, wenn ein Mensch in gefährlicher Nähe war. Das Gas scheint auch das Haarleid bei vielen entfernt zu haben, und wahrscheinlich weil ihre Nester mit Gas imprägniert waren, wurden bereits die jungen Ratten von dem Abel befallen. Der feuchende Husten der gasvergifteten Ratten war ein Geräusch, das den Soldaten im Unterstand ganz vertraut war. Auch Pferde und Maultiere wurden vom Gas stark berührt, und sie haben daher auch ihre Gasmasken erhalten. Viel gesprochen wurde von einem Grauschimmel, der bei den Soldaten einen großen Ruhm genoß, da er viermal bereits verwundet war und drei Leute auf seinem Rücken getötet wurden. Er war an den Kriegslärm gewöhnt, und wenn andere Pferde durch die in der Nähe herabkommenden Granaten aufgeregt wurden, so blieb er vollkommen gleichmütig. Sobald jedoch Gasgranaten fielen, nahm er die Tatsache wahr und wurde alsbald unruhig. Er tat alles, um bemerkbar zu machen, daß er wußte, daß ihm eine Gasmaske angelegt werden mußte. Auch Hunde sah man, die von gewöhnlichem Granatenfeuer nicht im geringsten berührt wurden, und die sich sofort davon machten, wenn Gas fiel. Sobald die Luft wieder rein war, kamen sie dann wieder zurück.

Rätsel.

Das erste ist ein Teil nur vom Gedicht,
Das zweite eittler Schmuß, doch edel nicht!
Fürs Ganze merk' als Regel dir nur künftig,
Gebrauch' es richtig, dann bist du vernünftig!
E. B.

Suchbild.



Wo ist der Klavierspieler.

Auflösung des Scherz-Rebus in Nr. 13.

Oberleutnant.